

Gastkolumne

Das Idyll der Globalisierung hat es gar nie gegeben

Es führt kein Weg zurück zu den Illusionen aus dem Jahr 2000. Was uns eher voranbringt, sind konservative Reformen.



Paul Widmer

Um die Jahrtausendwende lebten wir in einem glücklichen Zeitalter. So schien es zumindest. Amerika stand nach dem Zerfall der Sowjetunion im Zenit der Macht, und die ideologischen Auseinandersetzungen schienen der Vergangenheit anzugehören. China machte Riesenschritte in Richtung Marktwirtschaft. Neue Demokratien schossen rund um den Erdboden aus dem Boden, kurz: Man schien auf dem rechten Weg zu sein.

Auch Europa konnte sich glücklich schätzen. Helmut Kohl hatte mit untrüglichen Instinkt die deutsche Wiedervereinigung gemeistert. Tony Blair lieferte mit New Labour auf alles und jedes eine Antwort. Und Jacques Delors hatte die Europäische Gemeinschaft revitalisiert. Mit viel Elan trieb er deren Vertiefung (Binnenmarkt und Euro) und die Erweiterung voran.

Nur die Schweiz tickte wieder einmal anders und geriet aus dem Tritt. Nach dem Ende des Kalten Krieges wurden die Karten neu gemischt. Ost und West verschwanden aus dem politischen Koordinatensystem. Damit gingen auch die Fixpunkte für die Neutralität verloren. Zudem geriet die Schweiz in den Strudel der europäischen Integration. Viele befürchteten, sie werde den Rank nicht mehr finden. Im Aussen-departement EDA schlug eine Arbeitsgruppe

von jungen Diplomaten mit dem suggestiven Titel «Eurovision» vor: hinein in die EU, weg mit der Neutralität, hin zur Zusammenarbeit mit der Nato, also möglichst rasch in den europäischen Mainstream eintauchen.

Doch es kam anders. Die islamistischen Selbstmordanschläge vom 11. September 2001 schlugen wie ein Blitz aus heiterem Himmel ein. Sie lösten den Krieg gegen den Terror aus. Weitere weltweite Krisen folgten in rascher Kadenz, von der grossen Finanzkrise von 2008, die an der Globalisierung rüttelte, bis zur Covid-19-Pandemie, welche die liberale Weltordnung erschütterte. Zudem drängten mit Wladimir Putin, Xi Jinping und Erdogan knallharte Autokraten in wichtigen Staaten an die Macht - und in den USA mit Trump ein ausgekochter Egomane. Vom demokratischen Idyll blieb wenig übrig.

Aber hat es das Idyll je gegeben? Nein. Es war ein Phantom, das aus einer krassen Verkennung der Realität entstanden war. Viele Probleme, mit denen wir heute kämpfen, haben ihre Wurzeln gerade in der angeblich glücklichen Zeit.

Dazu einige Beispiele. Lange beteuerte eine internationale vernetzte Elite, die Globalisierung schaffe nur Gewinner. Sie wollte die Nöte der wirtschaftlich Schwachen nicht sehen, bis sich diese mit Brexit und den Protesten der Gelbwesten selber wehrten. Oder wie konnte man China in die Welthandelsorganisation aufnehmen, obschon es den liberalen Prinzipien keineswegs genüge? Wie konnte man das gedemütigte Russland so stark an den Rand drängen, bis Putin auf einer Welles des Revanchismus obenauf schwang? Wie konnte Brüssel den Euro einführen, ohne die Voraussetzungen zu schaffen? Und zur Schweiz: Wie konnten Europhile das, was unser Land gerade ausmacht,



Meiner Meinung nach sind wir dem Wahn der Selbstverwirklichung zu sehr erlegen.

nämlich direkte Demokratie und Föderalismus, so hochmütig zur Disposition stellen?

Die Fehler sind nun erkannt, die Heilmittel weniger. Viele möchten zurück zum Status quo ante. Das wäre falsch. Man sollte aus Fehlern lernen. Manches kann man eben nicht mit einem ideologischen Parforceritt erzwingen. Gute Politik ist eine Sache der Vernunft, des Ausgleichs zwischen unterschiedlichen Überzeugungen. So ist die Globalisierung weder gut noch schlecht per se. Das Gleiche gilt für den Nationalstaat. Viele Probleme kann man nur global lösen, etwa den Kampf gegen die Cyberkriminalität, andere nur nationalstaatlich, etwa den Lohnschutz. Auch die universelle Zusammenarbeit ist nicht per se sakrosankt. Manchmal braucht es sie über alle ideologischen Grenzen hinweg, manchmal gerade nicht, etwa zum Schutz der Demokratie. Da muss man mit Gleichgesinnten zusammenarbeiten.

Wir sollten die Krise nutzen, um uns Gedanken über unsere Gesellschaft zu machen. Meiner Meinung nach sind wir dem Wahn der Selbstverwirklichung zu sehr erlegen. Wir haben mehr als genug dekonstruiert. Nun benötigen wir wieder mehr Stützen, mehr von dem, was der berühmte Soziologe Ralf Dahrendorf Ligaturen nannte. Er meinte damit tiefe kulturelle Bindungen, die den Menschen in einer Welt voller Optionen Halt geben. Das forderte vor drei Jahren auch eine eminente Gruppe von konservativen Denkern. Aber eben: Man hört schon das Gezeter der Zeitgeist-Surfer, die sich als Anwälte des Fortschritts aufspielen, aber meistens nicht viel mehr als Herolde des Hedonismus sind.

Paul Widmer ist Diplomat, Publizist und Sachbuchautor.



ILLUSTRATION: GABI KOPPE

Medienkritik

Ein kluges Vorbild aus Österreich



Aline Wanner

Wer diese Woche etwas über guten, modernen Journalismus lernen wollte, konnte Florian Klenk beobachten. Klenk ist Chefredaktor der österreichischen Wochenzeitung «Der Falter». Die Redaktion liegt in Wien nahe beim Tatort, wo ein islamistischer Terrorist am Montag um sich geschossen, 4 Personen getötet und 22 verletzt hat.

Klenk, 276 000 Follower auf Twitter, war während der Tat in seinem Büro, das er nicht verlassen durfte, und setzte von dort Tweets ab. Kurz nach acht schrieb er: «Heftige Schiesserei am Schwedenplatz. Polizeigrosseinsatz.» Danach bat er, man solle keine Fotos und Videos auf Social Media teilen. Er schrieb, was er machen würde, warnen und zur Zurückhaltung auffordern, sei «eine Gratwanderung».

Die Nacht wurde lang und schlaflos, und am Morgen danach verschickte Klenk an seine Leser einen Newsletter, in dem er die Geschehnisse schilderte. «Ja, wir haben Angst. Der Tod kam uns nahe.» Klenk zeigte sich menschlich und selbstkritisch. Es sei «eine Nacht des Schreckens» gewesen, «verzeiht also bitte so manchen Fehler, der mir unterlief». Einmal hatte er etwa von einer Geiselnahme berichtet, was sich als falsch herausstellte.

Im Verlauf der Woche rekonstruierte Klenk mit seinen Kollegen die Ereignisse jener Nacht, er trat am Fernsehen auf, recherchierte über den Täter. Als er dafür kritisiert wurde, diesem eine Plattform zu geben, erklärte er sachlich, er glaube, es sei wichtig, «den biografischen und politischen Hintergrund» zu kennen, um beispielsweise zu beurteilen, ob Polizeiarbeit und Deradikalisierung funktionierten. Klenk erklärte auch, was er nicht publizieren würde: die Ankündigung der Tat oder glorifizierende Videos.

Klenk handelte unter grossem Druck stets schnell, gut informiert, transparent. Ein Lehrbeispiel für Glaubwürdigkeit.

Aline Wanner ist Redaktorin beim Magazin «NZZ Folio».

49 Prozent

Putzen ist meine Obsession



Patrick Imhasly

Es ist eine wunderschöne Geschichte. In einem russischen Ort, acht Autostunden ausserhalb Moskaus, wurde am 13. September die Putzfrau Marina Udgodskaya völlig unerwartet zur Bürgermeisterin gewählt - mit 61,7 Prozent der Stimmen. Eigentlich hatte sie als Strohfrau kandidiert, wie sie den Medien erklärte. Der amtierende Bürgermeister selbst habe sie darum gebeten, weil es neben ihm keine Kandidaturen gab, und die Wahl zumindest den Anschein einer Alternative bieten sollte. Inzwischen hat die 35-Jährige ihr Amt angetreten und jenes Büro bezogen, das sie zuvor fünf Jahre lang geputzt hatte.

Man kann nur hoffen, dass Marina Udgodskaya die Chance packt. Verdient hätte sie es.

Denn Putzfrauen verkörpern die wichtigste, zugleich aber am meisten unterschätzte Berufsgruppe dieser Welt. Ich weiss, wovon ich rede. Seit gut 15 Jahren dürfen wir die Dienste unserer eigenen Putzfrau in Anspruch nehmen. Wie wertvoll sie für uns ist, zeigt sich gerade jetzt wieder, da sie seit zwei Wochen in den Ferien ist und die Staubschicht auf den Armaturen im Badezimmer immer dicker wird. Unsere Putzfrau ist der edle Geist im Hintergrund - unspektakulär, aber ausserordentlich wirksam. Sie hält uns nicht nur die Wohnung sauber, sondern auch den Rücken frei, damit meine Frau und ich, erlöst von einer beträchtlichen Belastung des Alltags, unseren weiteren Jobs ausserhalb der Familie nachgehen können.

Das Putzen wird nicht nur unterbewertet, es wird auch im Genderdiskurs immer wieder völlig falsch dargestellt. Es stimmt zwar, dass es noch viel zu wenige Putzmänner gibt. Unfairerweise wird den Männern aber beharrlich vorgeworfen, sie verbrächten im Haushalt viel weniger Zeit mit Putzen als ihre Frauen. Es gibt sogar Leute, die behaupten, das männliche Gehirn

sei so strukturiert, dass es Schmutzpartikel weniger gut wahrnehmen könne als jenes von Frauen. Und nach wie vor hält sich das hartnäckige Klischee, dass es bei Frauen blitzen müsse, wenn sie putzten. Dass man den Männern hingegen bereits die Füsse küsse, wenn sie einen Staubwedel nur schon in die Hand nähmen.

Ich kann das alles nicht bestätigen, denn ich putze gern und sehr gründlich. Bevor ich ein neues Entkalkungsmittel für die Plättli im Badezimmer zum ersten Mal anwende, studiere ich sorgfältig die Packungsbeilage (Plättli anfeuchten und das Mittel nie einwirken lassen). Kürzlich habe ich Luft- und Staubfilter des Staubsaugers gewechselt. Gerne führe ich mit unserer Putzfrau Fachdiskussionen, zum Beispiel darüber, ob man die Seife für die Parkettböden im kalten oder doch besser im lauwarmen Wasser löst. Und es ist für mich eine Frage der Ehre, dass ich die Geschirrspülmaschine ausräume, die Weingläser von Hand abwasche, und die Betten mache, bevor die gute Fee am Dienstmorgen übernimmt.

Meine Frau sieht die Sache mit dem Putzen entschieden lockerer. Sie findet, dass ich



Nach wie vor hält sich das hartnäckige Klischee, dass es bei Frauen blitzen müsse, wenn sie putzten.

den Backofen zu häufig reinige. Und ich bin mir nicht sicher, ob sie weiss, mit welchen Tricks man den Kronleuchter im Entrée von Staub befreit und wie man Seifenschlieren vom Küchenboden wegwirgt. Dafür steckt sie zugegebenermassen mehr Zeit und Energie in das Waschen der Kleider der ganzen Familie. Auch meine Frau begründet ihr schwieriges Verhältnis zum Putzen gerne mit den hohen Anforderungen, die diesbezüglich in ihrer Jugendzeit von ihrer Mutter an sie gestellt worden seien.

Wenn dem so wäre, könnte man die Abneigung meiner Frau gegenüber dem Putzen als einen Akt der Emanzipation betrachten. Und meine Detailversessenheit wäre möglicherweise Ausdruck einer gewissen Obsession, deren Gründe mir selbst nicht ganz klar sind. Aber wir wollen an dieser Stelle lieber nicht weiter bohren und freuen uns stattdessen, dass unsere Putzfrau nächste Woche wieder da ist - und die Dinge in unserer Familie hoffentlich wieder ihren gewohnten Lauf gehen.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».